

«Chronique personnelle»

Bericht über die Deutsche Heilstätte in Davos Wolfgang im Jahre 1940/41 und über das Sanatorium National im Dorf 1942–1945

von Hertha Niebler

E*in Zufall hat uns diesen Text über die Zeit des Zweiten Weltkrieges auf den Redaktionstisch geweht. In der Mehrheit der Erinnerungen, die wir bisher veröffentlicht haben, berichteten Schweizer über ihre Erfahrungen mit Deutschen. Hier schildert eine deutsche Patientin ihre Erfahrungen mit eigenen Landsleuten und auch mit Schweizern. Das Leben in Davos war für Deutsche, die den Nationalsozialismus ablehnten, nicht eben leicht. Hertha Niebler lebte von 1909 bis 1987. Sie schrieb diesen Text 1978 in zwei Teilen nieder.*

Als ich in den ersten Januartagen 1940 abends an der Station Wolfgang aus dem Zug stieg, erwartete mich ein alter Kutscher, das Faktotum des Hauses, mit dem Pferdeschlitten. Er verpackte mich sorgfältig in den Pelzsack und fuhr, begleitet von klingenden Schellen der Pferde, die kleine Anhöhe hinab zum Einfahrtstor der Heilstätte. Ich atmete wieder die reine Bergluft, dort, wo ich genau vor fünf Jahren zum Skilaufen gewesen war und in einer kleinen holländischen Pension am See gewohnt hatte.

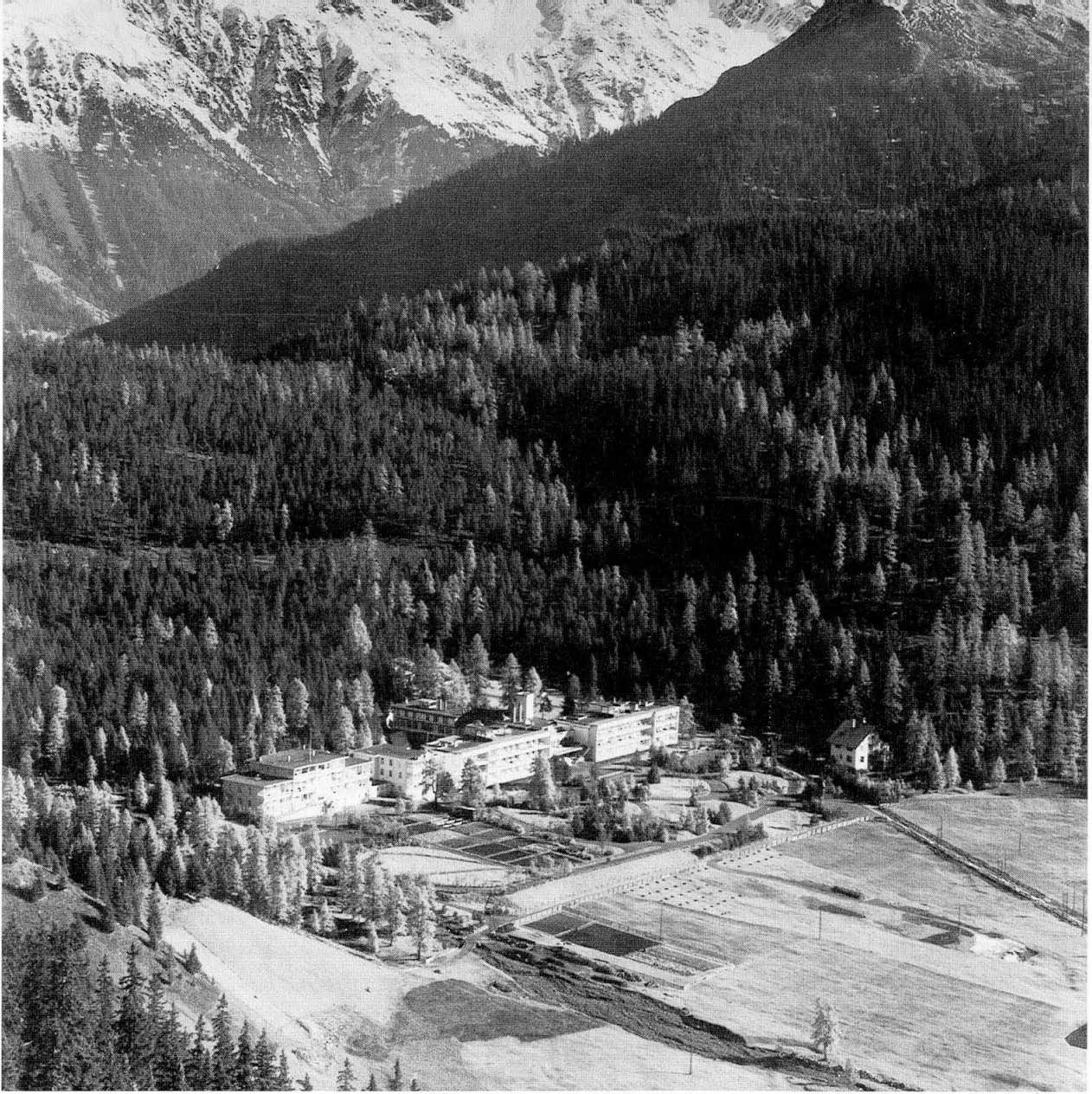
Eintritt ins Sanatorium

Diesmal kam ich als Patientin. Das Haus grüsste mich hell erleuchtet (in Deutschland war Ver-

dunklung), und ich betrat die wohligh durchwärmte Halle, in der einige Patienten sassen, die den Neuankömmling aus Deutschland neugierig musterten. Die ersten Formalitäten wickelten sich in freundlichem Ton ab, dann wurde ich durch einen langen Flur in ein für sich stehendes, aber mit dem Hauptteil verbundenes Haus geführt, das in meiner Erinnerung ganz besonders hohe und luftige Zimmer hatte, die auf einen früheren Baustil schliessen liessen. Vielleicht war dieses Haus sogar der älteste Teil der Heilstätte! Es gab noch kein fliessendes Wasser und auf dem Stockwerk nur ein oder zwei Bäder, wo die Patienten ihr Wochenbad nehmen konnten. Damals war kaum jemand mit «Wohnkultur» im heutigen Sinn verwöhnt (und die, die es waren und es sich leisten konnten, bevorzugten das Waldsanatorium). Die Mitpatienten in dem «Anbau» jedenfalls wuschen sich zufrieden mit kaltem Wasser in der Schüssel und freuten sich umso mehr an dem unvergleichlichen Blick nach draussen. Geschadet hat es uns bestimmt nicht.

Ein fürstliches Frühstück

Am nächsten Morgen begann der normale Ablauf des Sanatoriumsalltags. Zuerst auf die ärztliche Abteilung, an die ich mich kaum mehr erinnere, wahrscheinlich, weil ich ausser zu den üblichen Testen nicht dorthin musste. Der Speisesaal überraschte mich beim Eintreten in seiner Grösse und Helligkeit, er gefiel mir in der sympathischen Gliederung und Aufteilung der Sitzordnung. Staunend sah ich auf den langen Tischen Kannen, Schüsseln, Brotkörbe, die Konfitüren, Honig, die Platten mit verschiedenen Wurst- und Schinkensorten und solche mit allen möglichen



Deutsche Heilstätte auf dem Wolfgang.

Käsesorten und Eiern. Es war ein überwältigendes Frühstück!

Wir waren im ersten Kriegsjahr, aber noch lebten die beiden deutschen Häuser (Heilstätte und Kriegerkurhaus) im Überfluss. Der Krieg war weit weg, noch litt niemand Not in der Heimat. Beim Frühstück herrschte immer eine lockere Stimmung. Es wurde geplaudert wie in einer

gemütlichen Frühstücksrunde. Jeder konnte essen, so viel er wollte, jede leere Kanne oder Platte wurde sofort nachgefüllt.

Beim Mittagessen ging es seriöser zu. Das lag an der Sitzordnung. An der Stirnseite jedes der Tische saßen die Stationsärzte, dann der Oberarzt und die Oberschwester. In der Erker-nische nahmen der Chefarzt und seine Gattin mit

uns das Mittagessen ein. Entsprechend gedämpfter war das Stimmengewirr. Während beim Frühstück jeder seinen Platz wählen durfte und, auch wenn er nach 10 Uhr kam, nicht zu hungern brauchte, hatte bei den Hauptmahlzeiten jeder seinen festen Platz am Tisch «seines» Stationsarztes, und die offizielle Essenszeit wurde strikt eingehalten.

Ein kleines Schlaraffenland

Die allgemeine Verpflegung war erstklassig. Die Küche zeichnete sich durch Vielseitigkeit und Fantasie aus. Es war schon damals im heutigen Sinn eine moderne Ernährung mit viel Salaten und Gemüse. Damals waren die Bodenseefelchen noch gesund, und ich sehe sie vor mir in jeder Grösse, oder die duftenden gebratenen Hähnchen, damals noch aus gesunden Hühnerfamilien, oder das zarte Filet, oder die vielen frischen Salate und frischen Gemüse! Auch davon konnte jeder sooft nachbestellen, wie er Lust hatte. Sogar Wetten wurden abgeschlossen unter den sich stark fühlenden Männern, wer z.B. die meisten Felchen – der Sieger brachte es auf neun! – oder der andere, wie viele Spiegeleier er schaffen würde – er hörte bei 16! auf. Doch über solche «Spässe» entstand viel Unmut bei dem Grossteil der Patienten. Immerhin waren in der Schweiz bereits einige Lebensmittel rationiert, zum Beispiel Butter. Diese Völlerei kam später auch nicht mehr vor.

Grosser Beliebtheit erfreuten sich auch die Süssspeisen, von denen sich jeder selbst bedienen konnte, sie wurden am Tisch in grossen Gläsern gereicht. Jede für sich war eine Köstlichkeit. Es wurde gemunkelt, die «süsse Mamsell» im Kriegerkurhaus würde noch delikatere anbieten. Die damalige Zeit war durchaus wie ein Schlaraffenland für uns. Erst in den späteren Kriegsjahren soll es entsprechend karger geworden sein. Aber manch einer wird noch Jahre danach an die goldenen Zeiten in der Deutschen Heilstätte gedacht haben.

Der medizinische Stand

Auf medizinischem Gebiet gab es vornehmlich die konservative Heilung – wenn ich mir überhaupt erlauben darf, meine Erinnerungen so zu deuten –, dann wurden viele Pneumothoraxe angelegt, schon vorhandene behandelt; weniger, so scheint mir, wurde eine Heilung mit Medikamenten versucht. Die Plastikoperationen waren wohl noch in den Kinderschuhen. Wenn da etwas vorlag, kam der damals geschätzte Zürcher Operateur Prof. Dr. Brunner nach Davos, um bei uns alle gesammelten Fälle zu operieren. Er hatte zum ersten Mal «den kleinen Schnitt», 3–4 cm, erfolgreich gewagt und sich damit einen Namen verschafft. Die «Plastikpatienten» wurden durch seine kosmetisch wirkende Operationstechnik nicht mehr verunstaltet wie bis anhin. Es waren immer aufregende Tage, wenn Prof. Brunner erwartet wurde und im Haus war.

Es sollte Disziplin herrschen

Der Sanatoriumsaufenthalt konnte, ausser für die Schwerkranken, durchaus angenehm sein. Es herrschte keine strenge «preussische» Disziplin. Dr. Schubert, eine Persönlichkeit von hoher Bildung, mit musischen Neigungen, liebenswürdig, tolerant, war zugleich ein grosszügiger und wohlwollender Chefarzt, der sich der Anliegen seiner Patienten annahm, ihr Wohlbefinden zu fördern suchte und in seelischen Nöten half, wo er konnte. Wenn er, aufgeschreckt durch die Oberschwester, Disziplin üben und gar strafen sollte, so war ihm das gewiss unangenehm. Ab und zu rissen Unsitten ein, die ihm gemeldet wurden. So hatte Anfang 1940 der soeben neu auf dem Markt erschienene Schweizer Nescafé seinen Siegeszug auch in Davos angetreten. Sofort nach Bekanntwerden traf man sich in irgendwelchen Parterre-Zimmern (Parterre wegen der Fluchtmöglichkeit!), um diesem interessanten neuen «Café-Laster» zu frönen. Gefährlicher wurden die Zusammenkünfte zu diesem Zweck, wenn sie abends



Der Speisesaal.

stattfanden. Da konnte es aufregend werden, wenn der Chef überraschend – informiert von der Oberschwester – mit energischen und doch vorsichtigen Schritten den langen Flur entlangkam, in dem dunklen Haus mit der Taschenlampe in allen Ecken nach Sündern fahndete, die ihrerseits, teils über die Treppen, auf ihr Zimmer hetzten. Am «Ort der Sünde» war beim ersten Anzeichen eines nahenden Sturms sofort das Licht gelöscht worden, und einige hatten bereits ihr Heil über den Balkon angetreten. Wir hatten immer den Verdacht, dass der Chef insgeheim froh war, niemanden überführen zu müssen. Auch solche harmlosen «Pennälerfêten» gehörten zu unserem Leben in der Deutschen Heilstätte. Sie trugen zur Fröhlichkeit bei und gaben uns das Gefühl, nicht zu sehr eingeeengt zu sein. Ich glaube, es gab viele, die wirklich gern dort waren.

Drohende Kanonen

Seit der Krieg begonnen hatte, galten wir als Internierte. So durften wir nur mit Passierschein des

Chefs und polizeilichem Stempel das Haus verlassen. Die Schweiz, vielleicht durch den Schock des deutschen Überfalls auf Polen beunruhigt, ergriff «Vorsichtsmassnahmen», und so standen denn an einem frühen Morgen, es muss der Vorfrühling 1940 gewesen sein, auf der Südseite des Hauses vor dem Zaun zwei zierlich wirkende Kanonen, deren Rohre auf das Haus gerichtet waren. Die wenigen Soldaten wirkten eher verlegen als martialisch. Es war eine fast komische Situation, diese Drohgebärde gegen ein Sanatorium voll lungenkranker Menschen. Durch Hauslautsprecher wurden wir verwart, uns nicht zu Äusserungen hinreissen zu lassen und nur in Ruhe abzuwarten. Nach zwei Tagen wurden nachts die Geschütze abgezogen. Der Spuk war vorbei.

Auch für Davos bedeutete Stalingrad eine Wende

Solange die Deutschen siegten, bemühten sich manche Davoser Geschäftsleute um die Gunst des Konsuls, Herrn Böhme, ein noch jüngerer

Mann, Parteigenosse (PG) natürlich. Die deutschen Patienten waren im ehemals internationalen Davos – neben den holländischen Augenkranken – die einzigen zahlenden Kunden. Die grossen Hotels waren geschlossen, Ausländer konnten nicht mehr kommen, und die Schweizer Skiläufer fanden genügend gute Abfahrten überallsonst und mieden das «Schwobenest» wie die Pest. Unter diesen Umständen hielten es manche Bürger wohl für das Beste, sich mit den siegenden Deutschen zu arrangieren. Unterschwellig war aber die Abneigung spürbar. Ich wusste zudem von Zürcher Freunden, wie gross die Enttäuschung und Wut über den Nachbarn war. Da aber die Fremdenpolizei und vereinzelt auch Politiker zu deutschen Parteigrössen hielten, wurden feindliche Gefühle unter die Decke gesteckt.

Das änderte sich schlagartig nach Stalingrad. Die bevorstehende Niederlage Deutschlands war offensichtlich geworden. Nun hatten die Menschen keine Angst mehr und konnten die freundliche Maske fallen lassen. Zum Teil begegneten wir nun offener Verachtung, es gab unangenehme Zwischenfälle. Aber das gehört schon in den zweiten Teil dieses Berichtes, der mit 1942 beginnt. Meine Zeit in der Deutschen Heilstätte war noch ungetrübt von Politik gewesen. Mein Mann und ich hatten uns dort kennen gelernt und heirateten zwei Jahre später. Es war zudem eine privat glückliche Zeit. Mit dem Verlassen der Heilstätte war die Sorglosigkeit unseres Davoser Sanatoriumslebens endgültig vorbei.

Aus Hotels werden Sanatorien

Es muss im Spätsommer 1941 gewesen sein, als Dr. Schubert mich zu sich rief, um mir eine Stelle als Chefarztsekretärin im ersten der zu gründenden neuen Sanatorien anzubieten. Es waren in Davos drei neue Sanatorien geplant. Die zu der Zeit leer stehenden Hotels (fast alle waren geschlossen) wurden vom Deutschen Reich gemietet. In jedem Haus wurden erhebliche bauliche Veränderungen vorgenommen. Im ersten Stock-

werk wurden modernste ärztliche Abteilungen eingerichtet und Platz für repräsentative Wohnungen für Chefärzte frei gemacht. Aus Deutschland kamen in der langen Bauzeit regelmässig grosse Siemens-Lieferwagen mit den notwendigen ärztlichen Geräten und Röntgeneinrichtungen. Sehr bald schon hatten diese drei Häuser im Volksmund die Bezeichnung «Die Nazihäuser». In der Schweiz sprach man von den aufwändigen Einrichtungen! Das gesamte ärztliche Personal bestand aus Deutschen. Als Verwalter wurde der Schweizer Hotelbesitzer eingesetzt, seine ledige Schwester als Gouvernante übernommen. Die übrigen Schweizer Verwaltungsangestellten blieben an ihrem Platz. Die Verwaltung befand sich im Parterre. Dort begegneten wir manchem Misstrauen und viel Abneigung. War den Bündnern unser Hochdeutsch nur schwer erträglich, so war der Bündnerdialekt für uns absolut unverständlich. Das versetzte sie in die Zwangslage, schweizerisches Hochdeutsch mit uns sprechen zu müssen. Das Haus war mit 118 Betten ausgestattet.

Ein linientreuer Chefarzt

Den Chefarzt hatte man unter den Patienten im «Deutschen Kriegerkurhaus» gefunden, wie auch die Laborantin und die Röntgenassistentin. Der Chef war 32 Jahre alt, Parteigenosse (PG), sein Idealismus für das «Werk des Führers» war unerschütterlich und hatte sich leider zum Fanatismus gesteigert. Menschlich sympathisch, mitfühlend mit den Patienten, angenehm als Chef und für seine Kollegen als Mitarbeiter, mochte man ihn gern. Unbeugsam wurde er nur, sobald es um Belange der Partei ging. Er duldet auch nicht den Schatten eines Zweifels am guten Willen des «Führers», an den allgemeinen Zuständen, an der Kriegsführung oder gar am Endsieg. Der kleinste Einwand («Die Russen sind in Kiew einmarschiert») oder Widerspruch («Der Krieg ist doch schon verloren») reizte den sonst eher gutherzigen Mann zu Drohungen wie: «Sie sind gesund, und in der Heimat wird jede Hand gebraucht, ich



Zimmer für zwei Patienten.

kann Sie auch nach Hause schicken.» Nie hat er eine «Drückebergerei» vor politischen Versammlungen, Vorträgen, Filmen, Feiern geduldet. Er bestand darauf, vollzählig mit seinem Haus und allen deutschen Angestellten geschlossen hinzumarschieren und anzutreten, er stolz voraus. Pflicht und Disziplin verlangte er von jedem einzelnen Patienten und Angestellten. Die aus der Heilstätte gewohnte Liberalität war weggeblasen.

Ein Ortsgruppenleiter sorgt für den rechten Geist

Fast zur gleichen Zeit mit der Eröffnung des «National» (etwa im März 1942) wurde zu aller Erstaunen und mit mancher Befürchtung bekannt gegeben, dass ein Ortsgruppenleiter aus Deutschland mit seiner Familie angekommen sei, der in Davos eine Ortsgruppe gründen und sich um den richtigen Geist in den Sanatorien kümmern werde. Er arbeitete mit dem Konsul, Herrn Böhme, PG, zusammen. Von da an konnte niemand vor Beobachtung und Bespitzelung sicher sein.

Unter den wachsamen Augen und Ohren des Ortsgruppenleiters wagte niemand mehr Opposition zu zeigen. Bald wurde untersagt, ausländische (d. h. auch schweizerische) Zeitungen zu lesen. Wer dennoch dabei ertappt wurde, bekam eine Verwarnung. Dasselbe geschah, wenn man

im Café Schneider gesehen wurde, das als jüdisches Intellektuellennest auf der schwarzen Liste stand.

Kontrollierte Information

In den Sanatorien konnten wir den Rundfunk nur über den zentralen Haussender mit Kopfhörern verfolgen. Natürlich gab es nur das allgemeine deutsche Programm. So entstand die kuriose Situation, dass wir zwar im Ausland waren, uns aber trotzdem nicht objektiv informieren konnten. Mit Schweizern kam man nicht mehr ins Gespräch, sie mieden uns. Wo hätten wir andere Meinungen als die offizielle deutsche hören können? Das alles ist heute schwer vorstellbar.

Irgendwann bescherte uns der Ortsgruppenleiter die Plage der so genannten Reichsredner. Diese hatten die Aufgabe, uns und die noch in Davos ansässigen Deutschen durch mitreissende Reden auf Trab zu bringen. Das ging voll daneben. Je schlimmer der Krieg wurde, umso mehr verloren sie mit ihren falschen Parolen an Glauben. Wer konnte, drückte sich. Uns im «National» gelang das leider nicht. Die frisch gegründete Davoser «Frauenschafter» wirkte kräftig mit, in Vorträgen oder Frauenschäftsabenden den Glauben an den «Führer» und den Endsieg den Zuhörern einzutrommeln. (Die Leiterin der Frauenschaft beging mit zwei anderen Frauen nach Kriegschluss Selbstmord.)

Nicht alle gehören zur Partei

Der Chefarzt des «National» war 1943 einem Rückfall seiner Lungentuberkulose erlegen. Der Nachfolger, aus Sachsen gebürtig, war entschiedener Nazigegner und hatte sich mit seiner Schweizer Frau rechtzeitig in die Schweiz abgesetzt. Ausserdem sprach er perfekt Schwyzerdütsch, was in unserer Verwaltung besonders anerkannt wurde. Trotz undurchsichtiger Intrigen rund um ihn, war es anderen Kräften gelungen, diesen Mann auf den vakant gewordenen Chefessel zu hieven. Die ärztliche Abteilung fühlte sich von jedem politischen Druck befreit. Er war ein erfahrener Lungenarzt, er hatte Humor und einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Irgendwelche Bevorzugungen oder Privilegien wegen des Parteiabzeichens gab es nicht mehr. Die Herren Reichsredner waren inzwischen seltener geworden, nachdem einige sich vor ihrer Heimreise im jüdischen Herrenausstattergeschäft Bloch neu eingekleidet hatten. Sie hatten sich ein paar schöne Tage in Davos gemacht, bis ihnen die Tiefflieger auf Hin- und Rückreise das Vergnügen zu riskant machten.

Im Allgemeinen fiel es den Schweizern schwer zu glauben, dass Patienten und Angestellte in den Sanatorien nicht alle, automatisch sozusagen, Parteigenossen wären. Denn nur solche, so argumentierten sie, wären doch von den Nazis ins Ausland gelassen worden. Die Realität

– wenigstens die aus der Erfahrung im «National» – widersprach dem.

Seit der Eröffnung des «National» im Frühjahr 1942 hatte sich das Haus schnell gefüllt. Alle Patienten kamen durch die BfA, Berlin, zu uns, und sie reisten ohne jede Grenzschwierigkeit nach Davos. Die wenigsten von ihnen waren nach ihrer eigenen Aussage Parteigenossen. Der letzte Patient kam erstaunlicherweise kurz vor Kriegsende, abgemagert und abgerissen, ohne Gepäck kam er an und erzählte mir seine dramatisch verlaufene Reise. Südlich von Freiburg war der Zug in Tieffliegerbeschuss geraten. Seinen Koffer zurücklassend, gelang es ihm zu entkommen. Aus Angst vor einem neuen Angriff entschloss er sich, die Grenze zu Fuss zu erreichen. Er verbrachte die Nacht unter freiem Himmel und langte tatsächlich am anderen Tag an der Grenze an. Dort sei er gut aufgenommen und gepflegt und in den nächsten Zug nach Davos gesetzt worden. Auch er wurde von der BfA verschickt. Er war ein einfacher Arbeiter und kein PG.

Das Kriegsende

Für uns alle in Davos begann mit Kriegsende die grosse Ungewissheit. Wie würde es weitergehen? Der Konsul war schon einige Zeit vorher abberufen worden. Der Ortsgruppenleiter wurde sofort ausgewiesen. Die beiden alten deutschen Sanato-

KAUFMANN WEINE
seit 1881 - davos

*Besuchen Sie uns in unserem
Wiin Lädeli - oder verlangen
Sie unsere Sortimentsliste.*

Kaufmann Weinhandlung AG · 7260 Davos Dorf
Tel. 081 410 14 14 · www.kaufmannweine.ch

Stimmrecht der Ausländer

**Haus- und
Energietechnik**

Inh. Remo Kunz

Sanitär frei AG

- Beratung
- Planung
- Montage
- Service

Hertistrasse 11 • 7270 Davos Platz
Tel. 081 416 10 10 • Fax 081 416 10 08
www.frei-davos.ch

rien blieben geöffnet, aber alles ärztliche Personal, ebenso in der Verwaltung, wurde abgelöst und umgehend mit Schweizern besetzt. Deutsche bekamen keine Arbeitsbewilligung mehr – und wenn, in besonders gelagerten Fällen, dann nur für «gefährdete» Arbeit in den Sanatorien. Die drei Nazihäuser wurden sofort geschlossen und alle deutschen Angestellten entlassen. Es wurde uns erlaubt, noch zu bleiben, bis die Frage der Unterbringung geklärt war.

Wohin mit den Patienten?

Im ersten Chaos und im ersten Hass kam aus Bern die Idee, Davos von den deutschen Lungenkranken zu leeren und alle Patienten per Bahntransport über die Grenze zu schieben, mit Ausnahme der fest Bettlägerigen. Die Vorbereitungen liefen an, als durch Hausrundfunk bekannt gegeben wurde, wir hätten unsere Sachen gepackt bereitzustellen, der Zug würde schon zusammengestellt und wir müssten zu jeder Zeit transportbereit sein. Dreimal wiederholten sich diese Aufforderungen, dazwischen lag ziemlich viel Zeit. Gerüchte aller Art flogen durch die Luft. Eines davon sprach davon, dass die Franzosen an der Grenze noch keine Einreisebewilligung gegeben und damit die Sache immer wieder hinausgeschoben hätten. Später stellte sich heraus, dass tatsächlich die Franzosen offiziell die Einreise ablehnten mit der plausiblen Begründung, sie hätten selbst grosse Probleme mit den Tuberkulosekranken in Restdeutschland und in ihrer Zone.

Jetzt wurde gehandelt

Zuerst wurden alle politisch Unliebsamen ausgewiesen. Dann mussten alle, die ärztlich für gesund erklärt wurden, die Schweiz verlassen. Aus humanitären Gründen erlaubten die Behörden all den Frauen aus der Ostzone, in der Schweiz zu bleiben und unter Umständen zu arbeiten. Davon machten viele Gebrauch.

Diese Frauen wurden in Wiesen interniert. Alle Übrigbleibenden wurden auf die beiden Häuser verteilt.

Es waren schwere Wochen für die Davoser Deutschen. Eine Zeit lang nahmen die bösen Elemente unter der Bevölkerung überhand. Viele Wände, auch die des Kurhauses, waren mit Schmähsparolen beschmiert, Schimpfworte auf der Strasse erlebten wir öfters, keiner wollte uns mehr kennen, niemand sich mit einem Deutschen sehen lassen, selbst frühere Bekannte sahen zur Seite. Jahrelang hatten sich die Davoser insgeheim über uns «arrogante» Deutsche geärgert, jetzt platzte die Eiterbeule.

Und doch blieb die Schweiz in allem Hass ihrem humanen Prinzip treu, auch gegenüber den geschlagenen Deutschen. Einmal bei den Frauen aus der Ostzone, denen sie Asyl und damit Schutz gewährten. Im anderen Fall den politischen als unliebsam ausgewiesenen Patientinnen gegenüber. Es waren die Tage, da am Bodensee und Umgebung die französischen Besatzungsbehörden ihren Marokkanern für drei Tage die deutschen Frauen als Freiwild überliessen. (Die europäische Kulturaktion!) Da wurde in den Sanatorien ein Anschlag angebracht mit ungefähr folgendem Wortlaut:

Die Fremdenpolizei teilt mit: «Die Behörde hat Kenntnis von besorgniserregenden Vorkommnissen im Grenzgebiet der französisch besetzten Zone erhalten, die sie veranlasst, den ausgewiesenen Frauen zu erlauben und anzuraten, im Sanatorium die Rückkehr normaler Verhältnisse abzuwarten.»

Mai 1945, Davos

Ein Hoch dem Schweizer Humanismus! Wir hatten den Krieg in der Schweiz überlebt und konnten nicht dankbar genug dafür sein.

Wir danken der Hochgebirgsklinik Davos für die Illustrationen. Aus Gründen des Datenschutzes konnten uns keine Personenaufnahmen überlassen werden.